



Familie Levy

Almog ist drei Jahre alt.

Seine Mutter ist von Hamas-Terroristen ermordet worden,
sein Vater wird im Gazastreifen gefangen gehalten.

Über das Leben nach dem Überleben.

Von Thorsten Schmitz

Freitag, 6. Oktober 2023, in Rischon Lezion, einer Stadt nahe Tel Aviv. Almog ist erschöpft vom Trubel in der Wohnung seiner Großeltern, der Zweijährige muss ins Bett. Sie haben Simchat Tora gefeiert, einen jüdischen Festtag, und es ist schon spät.

Almogs Mutter Eynav Levy, 32, trägt den Sohn ins Gästezimmer, ihr Mann Or, 33, singt das Gutenachtlied. Die Eltern umarmen ihren Sohn, küssen ihn, schnell schläft Almog ein. Kurz danach gehen auch die Eltern schlafen, sie wollen früh raus am nächsten Morgen, zu einem Rave fahren in der Wüste Israels. Ihre Handywecker klingeln um fünf Uhr, zwanzig Minuten später verlassen sie die Wohnung von Eynav Levys Eltern. Im Auto schreibt sie ihnen eine WhatsApp, Mamusch, gegen 16 Uhr sind wir wieder zurück.

Aber die Mutter, der Vater werden nicht zurückkehren zu ihrem zweijährigen Sohn.

Um 6.21 Uhr kommen Eynav und Or Levy auf dem Ravegelände nahe dem Kibbuz Re'im an, im Süden Israels. Sie parken das Auto auf dem staubigen Feld am Rande eines Hains, von hier kann man den Gazastreifen sehen. Es gibt einen verwackelten Film, auf dem man Or Levy in der Morgendämmerung sieht, wie er um das Auto läuft, er trägt einen Rucksack, eine Wasserflasche, der Himmel strahlt in Zartrosa. Um 6.30 Uhr, neun Minuten nach ihrer Ankunft, wird der Himmel schwarz vor Raketen und Hamas-Terroristen, die auf Paraglidiern in die Menge fliegen. Innerhalb kürzester Zeit töten sie Hunderte Menschen, die eben noch getanzt haben.

Seit Freitagabend, dem 6. Oktober vor einem Jahr, hat Almog keine Umarmung mehr von seiner Mutter oder von seinem Vater erhalten, keinen Kuss. Seit diesem Freitagabend hat er ihre Stimmen nicht mehr gehört, ihre Körperwärme nicht mehr gespürt. Seinen dritten Geburtstag im Juni hat Almog gefeiert ohne Ima und Aba, ohne Mama, ohne Papa. Er hat gefeiert mit seinen zwei Omas, seinen zwei Opas, den Onkeln und Tanten, denen zum Weinen war an diesem Tag. Für Almog und alle Kinder aus seiner Kindergartengruppe haben sie gelächelt.

Es gibt Fragen, die ins Fleisch schneiden wie ein scharfes Messer. Tal Levy, 35, dunkelbraune Augen, grauschwarzer Meckischchnitt, hat sie sich gestellt, und er stellt sie immer dann, wenn man von ihm wissen möchte, was Almog weiß. Wie, sagt Tal Levy dann, erklärt man einem Zweijährigen, dass seine Mutter getötet wurde und sein Vater im Gazastreifen in Gefangenschaft sitzt?

Ja, wie.

Tal Levy dreht sich eine Zigarette, in seinem Wohnzimmer in Jaffa, einem Stadtteil von Tel Aviv. Viele muslimische Araber wohnen hier und immer mehr jüdische Israelis in schicken Lofts, das Zusammenleben funktioniert erstaunlich gut. Seit einem Jahr raucht Tal Levy mehr als sonst, beim Arbeiten kann er sich nicht konzentrieren. Er starrt dann auf den Bildschirm seines Computers, auf das unfertige Drehbuch, das er längst hätte abgeben müssen, und das Einzige, woran er denken kann, ist sein jüngerer Bruder Or, „Licht“ heißt dessen Name auf Deutsch. Der Bruder, mit dem er sich ein Zimmer geteilt hat, als sie klein waren, der die gleichen Augen hat wie er, das gleiche Lächeln, und der womöglich in einem Tunnel gefangen gehalten wird im Gazastreifen und

seit einem Jahr keine Sonne gesehen hat. Es ist früher Abend, das Wohnzimmerfenster steht weit auf, die Stimme eines Muezzins hallt durch die Straßen von Jaffa.

In den ersten Tagen nach dem Massaker am 7. Oktober, in der großen Unsicherheit, die ganz Israel erfasst hatte, das Land, das doch allen Jüdinnen und Juden das Versprechen gegeben hatte, hier seien sie sicher, war Almog verwirrt. Zeigte auf die Fotos am Kühlschrank in der Wohnung der Großeltern, fragte nach Mama, nach Papa. Sagte, er wolle zurück nach Hause, in die Wohnung in Givatayim, östlich von Tel Aviv, weil er überzeugt war, Mama und Papa warteten dort auf ihn. Die Großeltern und die zwei Brüder von Or Levy wussten nicht, wie viel Wahrheit ein Zweijähriger verträgt. Sie berieten sich mit Psychologinnen, alle rieten dasselbe: Ein Kind darf nicht belogen werden.

„Wir haben Almog also die Wahrheit gesagt, mit Worten, die er versteht“, sagt Tal Levy, der seine Drehbücher jetzt im Wohnzimmer schreibt, weil aus seinem Arbeitszimmer Almogs Kinderzimmer geworden ist, mit Büchern, Fotos, Kuscheltieren. Sie haben Almog gesagt, dass seine Mutter ihn sehr geliebt habe, dass sie aber nicht zurückkehren könne. Sie sei auf einer Reise gewesen und habe sich verletzt. Und dass sie nach Papa suchten, dass sie hoffen, ihn zu finden. „Wir haben ihm nicht versprochen, dass sein Vater zurückkommt“, sagt Tal Levy, „weil wir das ja nicht wissen.“

**Wie viel Wahrheit verträgt
ein Kleinkind, das wissen
will, wo seine Eltern sind?**

Vor ein paar Wochen hat Almog auf einem Spielplatz in Jaffa eine Mutter gesehen mit Kind an der Hand und gesagt: Mama kommt nicht mehr. Manchmal weint er plötzlich. Letztens erst, als die Kindergärtnerin einem anderen Kind sagte, du, wenn dein Papa nachher kommt, wird er dir das noch mal erklären. Und manchmal wird Almog wütend, aus heiterem Himmel, mehr als andere, dann brüllt er, möchte nicht in den Arm genommen werden, obwohl das ja genau das ist, was er braucht, Umarmungen. Eine Psychologin hat das so gedeutet: Almog fühle sich im Stich gelassen von den Eltern, er sei auch wütend auf sie.

Es gibt ein Israel vor dem 7. Oktober und eines danach. Seit dem schwarzen Schabbat, wie die Israelis den Tag des Massakers nennen, haben viele Menschen im eigenen Land Angst, Hunderttausende haben den Norden verlassen und den Süden. Die Zukunft? Es gibt gerade keine. Seit einem Jahr herrscht Krieg im Gazastreifen, Israel bombardiert Libanon, die Hisbollah und Iran schießen Raketen bis nach Tel Aviv, mitten in die Seifenblase, in der man bislang doch immer ganz gut Krieg, Besatzung,



► Fortsetzung von Seite 11

Terror vergessen konnte, wo viele in Luxushochhäusern leben, Tesla fahren, in Restaurants von Robotern bedient werden.

Aber mit jedem Tag, an dem in Beirut Pager explodieren, Israel Libanon und den Gazastreifen bombardiert, Hisbollah-Raketen Israels Norden in Brand setzen, verblassen die Schicksale der 101 verschleppten Geiseln und ermordeten Israelis ein wenig schneller. In den ersten Wochen und Monaten nach dem Massaker hatten Angehörige der israelischen Geiseln noch eine Lobby, die Welt litt und fühlte mit ihnen. Aber jetzt, ein Jahr später?

Rechnet die Welt auf, 1200 israelische Tote gegen 40 000 tote Palästinenser.

Die Geschichte von Or und Eynav Levy und ihrem Sohn Almog, von ihren Familien, die für immer zerstört wurden an diesem 7. Oktober 2023, erzählt von einem Alltag, in dem nichts mehr alltäglich ist. Davon, wie es ist, heimatlos geworden zu sein in der eigenen Heimat.

Es gibt Momente, in denen Tal Levy nicht mehr kann. „Die Erschöpfung“, sagt er, nippt am Espresso, „nimmt zu.“ Er kümmert sich um Almog, er kümmert sich um seine Eltern Geula und Avi Levy, er geht demonstrieren, fast jeden Samstag, aber hat das was gebracht? „Ich muss sagen“, sagt er und schaut am Fenster in den dunkler werdenden Himmel über Tel Aviv, „ich gebe die Hoffnung langsam auf, dass Or zurückkehrt.“ Die Menschen seien von der Barbarei der Hamas entsetzt gewesen, „aber dann vergessen sie uns, oder sie kaufen T-Shirts mit den Bildern der Geiseln, das war’s“.

Ein Jahr ist vergangen, „welcher Mensch hält es ein Jahr in einem Tunnel aus, in dem man nicht stehen und nicht atmen kann?“ Sein älterer Bruder Michael, 40, schimpft dann mit ihm, sagt, sie dürften ihrem kleinen Bruder zuliebe nicht die Hoffnung aufgeben. Tal Levy erwidert dann: „Was erwächst aus diesem Krieg? Fans von Israel?“ Er muss dann daran denken, was ihm sein Vater erzählt hat vom Krieg an Jom Kippur und seinem Einsatz als Soldat. Dass sie damals nachts in Häuser von Palästinensern eingedrungen sind, dass er in den Augen der Kinder Angst und Schock gesehen habe und sich damals als junger Soldat gesagt habe: Das werden die Terroristen von morgen sein.

Eynav Levys Mutter schreibt noch: Was ist los mit euch? Da ist die Tochter schon tot

Nur drei Mal, sagt Tal Levy, habe er im vergangenen Jahr geweint. Noch, sagt er, „bin ich in einem Überlebensmodus“. Was mache ich nur, fragt er sich, wenn Or nicht zurückkommt?

Am Morgen des 7. Oktober wird Geula Levy, 68, in Rischon Lezion von Raketenalarm geweckt, sie wohnen nicht weit weg von der Wohnung, in der Almog gerade bei seinen anderen Großeltern aufgewacht ist. Es ist halb sieben, ihr erster Gedanke gilt Or, ihrem Sohn, wollten er und seine Frau Eynav nicht auf dieses Festival fahren? Sie ruft ihn an, Mama, sagt er, wir haben gerade geparkt, als der Raketenbeschuss begann, wir haben noch nicht mal getanzt, wir kehren zurück, ich melde mich. Zusammen mit ihrem Mann Avi, 72, geht sie in den betonierte Schutzraum ihres Hauses. Auf ihren Handys sehen sie Nachrichten, die sie nicht glauben können, Tausende Terroristen aus dem Gazastreifen sind nach Israel eingedrungen und morden. Sie ruft Tal Levy an, der noch schläft. Mama, sagt er, mach dir keine Sorgen, Or hat dir doch gesagt, dass sie auf dem Weg zurück sind.

Aber das sind sie nicht.

Als die ersten Raketen aus dem Gazastreifen auf dem Nova-Partygelände detonieren, rennen Or und Eynav Levy zurück ins Auto. Es gelingt ihnen, die 200 Meter vom Partyparkplatz auf die Bundesstraße 232 einzubiegen, die parallel zum Gazastreifen in Nord-süd-Richtung verläuft. Was sie nicht wissen können: Die Straße wird zur Falle. Wer auf ihr zu fliehen versucht vor den Raketen, wird von Hamas-Terroristen erschossen. Or und Eynav Levy fahren nur wenige Hunderte Meter, dann stoppen sie, suchen Schutz vor den Raketen. Sie rennen in einen der mobilen Bunker aus Beton, die die Bundesstraße säumen. Er bietet Platz für acht, schnell füllt er sich mit verängstigten Menschen. Or Levy schickt aus dem Bunker einen Film an einen Freund. Man sieht Partygäste, die mit versteinerten Gesichtern Nachrichten schicken auf ihren Handys. Or Levy steht ganz hinten mit seiner Frau. Seiner Mutter sagt Or Levy am Telefon: „Mama, du willst nicht wissen, was hier los ist.“ Drei oder vier Mal sagt er diesen Satz, dann legt er auf. Es ist 7.39 Uhr, als Geula Levy zum letzten Mal die Stimme ihres Sohnes hört.

Eynav Levy schickt ihrer Mutter eine Nachricht, „wir sind auf dem Weg zurück, sorry, wir können nicht reden“. Es sei zu laut um sie herum, ist Almog

okay, fragt die Tochter? Mach dir keine Sorgen, Almog geht es gut, schreibt die Mutter auf Whatsapp. Passt auf euch auf, fügt sie hinzu, ruft an, wenn ihr könnt. „Wir haben angehalten und sind in einem Schutzbunker“, schreibt die Tochter. Es ist ihre letzte Nachricht. Zwei Stunden später, um 9.07 Uhr, fragt Eynav Levys Mutter: Was ist los mit euch?

Da ist Eynav Levy längst tot und Or Levy im Gazastreifen.

Die Dashcam eines Autos, das neben dem öffentlichen Schutzbunker parkt, in dem Or und Eynav Levy ganz hinten stehen, zeichnet auf, was passiert. Die Armee wertet sie später aus, israelische Medien veröffentlichen die Szenen. Hamas-Terroristen rasen auf Pick-up-Trucks an den Bunker heran, werfen sieben Granaten in den Schutzraum auf die 24 Menschen, die sich darin in Todesangst drängen. Ein junger Israeli im Bunker, der bis heute in Israel als Held verehrt wird, wirft die sieben Granaten wieder hinaus. Womöglich verdankt ihm Or Levy sein Leben. Die achte Granate der Terroristen explodiert im Schutzraum, der zur Todesfalle wird. Man hört das dumpfe Explodieren. Die Granate tötet Eynav Levy und 16 andere Menschen. Die Terroristen sehen Or Levy und zwei andere junge Männer im Bunker, die lebend unter den Leichen begraben liegen, die weinen, schreien vor Schmerz, einem der jungen Männer hat die Granate den Ellbogen abgetrennt. Die Hamas-Terroristen jubeln. Seid ihr Soldaten, fragen sie. Man hört Or Levy flehen, sie mögen ihn nicht mitnehmen.

Akribisch haben Michael und Tal Levy recherchiert, was mit ihrem kleinen Bruder und dessen Frau passiert ist. Michael Levy weiß, wie man auf Facebook, Instagram, Tiktok Bilder und Filme sucht und scannt, er arbeitet bei Tiktok Israel. Hunderte Videos hat er in den ersten Wochen nach dem 7. Oktober angeschaut, „manches hätte ich besser nicht gesehen“, sagt er am Telefon. Es sei „fast schon eine Obsession“ von ihm gewesen herauszufinden, wie sein Bruder verschleppt worden ist. Ein Überlebender konnte ihm sagen, er erinnere sich, dass Or und Eynav Levy sich im Bunker umarmt hätten.

Vier Tage nach dem Massaker klopfen am Mittwoch gegen 23 Uhr zwei Uniformierte an die Wohnungstür von Eynav Levys Eltern. In Israel weiß jeder: Wenn die Armee an Türen von Familien klopft, ist dein Kind tot. Schwer verletzt. Entführt. Eynav Levys Leiche, erfahren die Eltern, ist im Schutzbunker gefunden und identifiziert worden. Am Tag darauf wird die Mutter von Almog, die ein paar Stunden tanzen wollte, beerdigt, während eine Kita-Erzieherin mit dem Zweijährigen in der Wohnung der Großeltern spielt. Am Rande der Beerdigung sagt Geula Levy ihrem Sohn Tal, dass die Armee das Handy von Or Levy im Gazastreifen geortet habe. Tal Levy spürt eine Freude in sich aufkommen. Mein Bruder lebt, jubelt er innerlich – während er trauert, als sie den Sarg seiner Schwägerin in die Erde einbetten.

Ein paar Wochen später, im November, veröffentlichen Hamas-Terroristen einen Film. Erst viele Monate später, im Juni, entscheiden sich die Angehörigen, dass sie den Film auch in Israel veröffentlichen wollen. Die Bestialität der Terroristen soll Druck auf die Regierung ausüben, jede Minute zählt jetzt, um die Geiseln lebend aus dem Gazastreifen zu holen. Auf dem Video sieht man die Terroristen, wie sie Or Levy auf die Ladefläche ihres Pick-up-Wagens schubsen. Er hockt neben Hersch Goldberg-Polin, dessen Unterarm von der Granate zerfetzt wurde. Er weint. Sein Gesicht und seine Arme, die er um sich schlingt, sind blutig. Sein Bruder Tal Levy ist überzeugt: „Das war Eynavs Blut.“ Unter stahlblauem Oktoberhimmel rast das Auto über Sandpisten in den Gazastreifen. Die Terroristen rufen Allahu akbar, reißen an den Haaren des Mannes, dem der Unterarm fehlt, sagen „du Hund“. Sie machen Selfies von sich und den Geiseln.

Als Tal Levy den Film von der Entführung seines Bruders zum ersten Mal anschaut, empfindet er wieder „einen Moment des Glücks“, sagt er, „ich weiß, das klingt verrückt“. Zu wissen, dass sein Bruder lebt, habe sich „nicht so hilflos angefühlt“ wie die Ungewissheit in den ersten neun Tagen. Inzwischen, nach einem Jahr, sagt Tal Levy, „ist das Gefühl der Hilflosigkeit zurückgekommen“. Tal Levy und mit ihm Hunderte Angehörige der Geiseln im Gazastreifen leben seit einem Jahr in einem Schwebezustand. Sie wissen nicht, was mit ihren Lieben geschieht oder ob sie sie je wiedersehen werden. „Sie sind einfach verschwunden“, sagt Tal Levy über seinen Bruder und seine getötete Schwägerin.

In den ersten zwei Monaten schaut Tal Levy keine Nachrichten, er kümmert sich um Almog, guckt mit seinen Eltern „Wer wird Millionär“. Sie melden Almog in einem neuen Kindergarten in Rischon Lezion an, weil dort beide Großelternpaare leben. Dort widmen sie den Familientag, an dem die Kinder Fotos von ihren Eltern mitbringen sollen, um in einen Großelterntag. Almog pendelt unter der Woche zwischen den Großeltern und Tal Levy und seinem Mann. Alle zwei Wochen verbringt Almog ein ganzes Wochenende bei seinen Onkeln.

Früher war Tal Levy mit seinen Filmen beschäftigt, sein Mann mit seiner Kunst. Jetzt rennt Almog morgens um sechs Uhr mit seinen Kuscheltieren ins Schlafzimmer, ruft Tali! Yoavi! Takumu! Tal, Yoav, steht auf! Alles ist aufregend und traurig zugleich in ihrem Leben. Sie lernen, was ein Zweijähriger isst, lesen Bücher vor, gewöhnen Almog die Windel ab, trösten ihn. Auf einem Foto sieht man Almog, wie er auf



Tal Levy eingeschlafen ist, kurz nachdem Almogs Eltern aus seinem Leben verschwunden sind. „Ich bin seinem Vater am nächsten“, sagt Tal Levy, „wie ich aussehe, und von der Energie her.“ Etwas, sagt er, sei in diesen ersten Wochen in ihm „aufgeflammt. Ich hatte das Gefühl, Or hat mir eine Nachricht gesendet, Tal, du kümmerst dich jetzt um Almog“.

Also kümmert sich Tal Levy um Almog. Sie fahren an den Strand, weil Almog Sand und Wellen liebt. Am Strand fragt Almog, wo Mama und Papa sind, weil Mama und Papa mit ihm immer am Meer waren. Inzwischen benutzen sie das Wort „tot“, eine der behandelnden Psychologinnen hat ihnen dazu geraten, weil Almog mit drei Jahren mehr verstehe. Tot sein, erklären sie ihm jetzt, das heißt, dass Mama nicht mehr mit dir reden und spielen kann, dass sie dir keine Umarmungen geben kann. Über den Vater im Gazastreifen sagen sie: Papa ist weit weg. Er möchte wahnsinnig gerne zu dir zurückkehren, aber im Moment kann er nicht. Manchmal versteht Almog das nicht. „Ein Kind“, sagt Tal Levy, „denkt ja, Erwachsene könnten alles.“ Schwierig seien die Momente, sagt Tal Levy, in denen Almog nicht fragt, „wo ich spüre, dass er plötzlich abschaltet“. Letztens trafen sie auf der Straße eine Nachbarin und deren Sohn, der so alt ist wie Almog. Almog verstummte. Betrachtete die Frau und das Kind, „und ich habe gesehen, wie es in ihm gearbeitet hat“.

In Tal Levy und seiner Familie arbeitet es auch, ständig. Gerade sorgen sie sich, dass der Krieg in Libanon die Freilassung der Geiseln in unendliche Ferne rücken wird. Als Filmemacher, sagt Tal Levy, wisse er: „Bilder der Zerstörung sind viel dramatischer als die von einigen Typen, die nach Hause kommen.“ Dass immer erst Frauen, Alte und Kinder freigelassen werden sollten, findet er nicht richtig. „Das hieße ja, dass Menschen wie mein Bruder Jahre in Gefangenschaft verbringen könnten.“ Für ihn und seinen Bruder Michael fühle es sich an, als ob in Israel mittlerweile aufgerechnet werde, ob es sich noch lohne, Tausende hier inhaftierte Palästinenser freizulassen für 101 Geiseln, von denen ein Drittel nicht mehr am Leben sein soll. „Welchen Preis hat menschliches Leben?“, fragt Tal Levy.

Vor Almog wahrt die Oma den Anschein, alles wäre normal. Ist es aber nicht

Der Schutzbunker, in dem Or Levys Frau Eynav getötet wurde und 16 andere Menschen, steht noch an der Bundesstraße 232, nicht weit vom Partygelände entfernt. Er ist frisch gestrichen. „Wir werden für immer tanzen“, hat jemand auf die Fassade geschrieben. Michael Levy war vor ein paar Wochen das erste Mal dort, mit seinem Vater. Ob Eynav ihrem Mann noch etwas hat sagen können, bevor sie gestorben ist, haben sie sich gefragt. Das Partygelände ist zu einem Wallfahrtsort geworden. Hunderte Menschen betrachten die Fotos der Getöteten, die an Schildern befestigt sind, fotografieren, lesen auf Schautafeln, wie die Hamas-Terroristen die Kühlschränke der Bar durchsiebt haben, in denen sich Menschen versteckt hatten. Auf der Bundesstraße sieht man bis heute schwarze Flecken im Asphalt, von verbrannten Autos.

Seit einem Jahr war Michael Levy kaum zu Hause. In den vergangenen Monaten habe er nie mehr als drei Stunden am Stück geschlafen. Er erkennt sich im Spiegel kaum wieder. Seine drei Töchter wollten manchmal nicht in die Schule, weil sie Angst hätten, dass auch ihren Eltern etwas zustoßen könnte. Michael Levy zu treffen, ist schwierig. Allein in den letzten beiden Wochen war er in New York, Paris, London, sogar den Papst hat er getroffen. Als die Armee ihm und den Eltern mitgeteilt hatte, dass Or Levy in den Gazastreifen entführt worden ist, versprach Michael Levy seinen Eltern, er werde alles dafür tun, dass sein kleinerer Bruder Or zurückkehrt. Seinen Job bei Tiktok Israel lässt er pausieren. Es fühle sich an, sagt er, als würde er das Leben eines anderen leben.

Es gibt Tage, erzählt Michael Levy beim Zoom-Call, da schaffe er es nicht aus dem Bett, so sehr lähmt ihn das Bild von seinem blutverschmierten, weinenden Bruder auf dem Pick-up-Wagen der Terroristen. Morgens überlistet er sich manchmal selbst. Heute kommt Or frei, sagt er sich dann, heute wird die Armee anrufen und sagen, man habe Or befreit, in ein paar Stunden könne er ihn in die Arme schließen. Und immer wieder kriecht in ihn die Hoffungslosigkeit, dann wird er wütend, appelliert öffentlich an die Regierungsmitglieder, sich das grauenhafte Hamas-Video anzuschauen, das Entsetzen in den Gesichtern von Or, Hersh und Elia.

Erst vor ein paar Wochen, im Juli, hat sich Michael Levy zum ersten Mal in die Wohnung seines Bruders und seiner Schwägerin getraut. Freunde hatten die Möbel dort mit Plastikfolien überzogen, den Kühlschrank vom Strom genommen, den Briefkasten geleert. In der Küche fand Michael Levy Kekse seiner Mutter, in Almogs Zimmer stand er vor dessen Kin-

derbett, in das Almog heute nicht mehr reinpasst. Was macht man mit der Wohnung einer Familie, wenn die Mutter tot ist, der Vater in einem Tunnel gefangen gehalten wird? Sie bezahlen seit einem Jahr die Miete und den Internetanschluss.

Ein Freitagmittag in einem Hotel in Herzlija-Pituch, einer kleinen Küstenstadt nahe Tel Aviv, wo Botschafter residieren und Rentner in Sieben-Sterne-Altenheimen. Tal Levy, sein Mann und Almog und ein paar andere Familien sind übers Wochenende hierhin eingeladen worden, von Menschen, die ihnen eine Freude bereiten möchten. Almog liebt es im Hotel, den Pool, das Meer, das Büfett mit Süßigkeiten und Obst. Er greift sich eine Birne, dann nimmt er Tal Levy an der Hand, er will den Clown sehen am Pool. Der Clown soll die Kinder zum Lachen bringen, deren Eltern am 7. Oktober getötet worden sind.

Geula und Avi Levy winken Almog hinterher. Die Großeltern sind für ein paar Stunden ins Hotel gefahren, übernachten werden sie nicht. Sie möchten zu Hause sein, wenn die Armee an ihrer Tür klingelt. „Ich spüre, dass Or lebt“, sagt Geula Levy, 68, schwarzes Hemd, schwarze Hose, schwarze Schuhe. Seit dem 7. Oktober trägt sie nur Schwarz. Auf ihrem Handybildschirm ist ein Foto von Or zu sehen, sie küsst es, sagt sie, „hundert Mal am Tag“. Ihr Mann Avi, 72, weiße Haare, Dreitagebart, Jeans, schaut seinem Enkelsohn nach, Tränen in den Augen. „Wenn ich Almog sehe und über ihn spreche, weine ich.“ Er denkt dann an seinen Sohn, der bestimmt jede Minute an Almog denke. Wie er durch die Tage kommt, seit einem Jahr? „Man tut alles, um die nächsten Stunden zu überleben.“ Nur mit Schlaftabletten könne er einschlafen. Er hat mit Pilates angefangen, geht schwimmen, und jeden Samstagabend auf die große Demonstration in Tel Aviv. „Ich muss das Haus verlassen“, sagt er, „sonst werde ich verrückt.“ Geula Levy hört ihrem Mann zu, knetet das Handyband, sagt: „Es tut so weh, wie an einem klaren sonnigen Tag eine ganze Familie zerbrechen kann.“ Sie selbst habe „nicht das Privileg“, zusammenbrechen zu können, „ich muss stark sein für Or und Almog“. Vor Almog tue sie so, als wäre alles normal, „aber nachts weine ich“.

Letztens hat Almog auf ein Foto am Kühlschrank von Geula und Avi Levy gezeigt, Or und seine Frau Eynav sind darauf. „Michael“, hat Almog gesagt. Die Großeltern haben ihn korrigiert, nein, Moggi, das sind dein Papa und deine Mama. Papa wird gesucht. Almog überlegte kurz, dann hat er gefragt: „Kommt Papa wirklich zurück?“ Avi Levy sagt, er habe Angst, dass Almog vergessen könnte, wer sein Vater ist, wer seine Mutter war. Und Almog? Hat nach der Frage um einen Keks gebeten. „Moggi holt uns ins Leben zurück“, sagt Geula Levy.

Sie sitzt in dem klimatisierten Hotelraum, draußen sieht man Menschen im türkisfarbenen Meer surfen und schwimmen. Als der Preis von Hüttenkäse gestiegen ist in Israel, sagt sie, „da gingen alle auf die Straßen“. Aber jetzt, ein Jahr nach dem 7. Oktober? Ich dachte, sagt sie, wir Israelis halten zusammen. Ich verzweifle an meinem eigenen Land, sagt Avi Levy, „wir sind doch immer in dem Glauben aufgewachsen, wir lassen nie einen entführten Juden im Stich!“ Im Judentum, sagt Geula Levy, müsse jeder Mensch gerettet werden. „Warum ist mein Sohn immer noch im Gazastreifen? Was geht Netanjahu durch den Kopf? Ist ihm sein Sitz wichtiger als mein Sohn?“

Es gebe Leute, sagt Geula Levy, die sagten ihr „ins Gesicht: Geiseln zurückholen, aber nicht um jeden Preis“. Sogar zwei Brüder von ihr dächten so. Sie versteht das nicht. Für den israelischen Soldaten Gilad Schalit, der fünf Jahre im Gazastreifen gefangen gehalten wurde, hat Israel 2011 tausend inhaftierte Palästinenser freigelassen. Sie schweigt, sagt: „Es ist nicht leicht.“ Vor ein paar Tagen hat sie von Or geträumt, dass er schwimmt. In vielen Kulturen, hat man ihr gesagt, bedeute Wasser Leben. Vor ein paar Wochen ist ihr Sohn 34 geworden, in einem Tunnel im Gazastreifen.

Tal Levy kommt in den Raum, fragt, ob seine Eltern hungrig seien. Almog ist am Pool eingeschlafen, er habe viel gelacht über den Clown. Er schaut aufs Meer und den blauen Himmel, wie friedlich das alles aussieht, sagt er. Tal Levy hat viele Fotos gemacht von Almog und der Clownin, und alle Fotos auf das Handy seines Bruders geschickt. Jeden Tag whatsappt Tal Levy seinem Bruder Fotos von Almog, auf das Handy, das die Armee im Gazastreifen geortet hat. Damit Or Levy nach seiner Rückkehr sehen kann, wie Almog sich entwickelt hat.

Am Abend werden sie Almog früh schlafen legen, so ein Tag am Strand schlaucht. Sie werden ihn duschen, ihm die Zähne putzen und ein Buch vorlesen, so wie sie das jetzt schon ein Jahr lang tun. Im Moment mag Almog am liebsten die Geschichte von „Ayelet metajelet“, Ayelet reist, ein Buch, das jedes Kind in Israel kennt. Das Mädchen Ayelet begibt sich auf einen Ausflug, ganz allein, und als sie nach Hause zurückkehrt, mit Giraffe, Schnecke, Hund, öffnet ihre Mutter die Arme ganz weit und Ayelet rennt auf sie zu, gleich wird die Mutter sie in ihre Arme schließen.

Das letzte Mal, als Tal Levy Almog diese Geschichte vorgelesen hat, wollte Almog nicht, dass er das Buch schließt. Er betrachtete die Seite mit der Mutter und der Tochter und sagte: Da ist die Mama! Da ist die Mama! Tal Levy hat Almog dann fest in die Arme genommen und ihn gefragt, ob er seine Mutter vermisste. Almog hat nicht geantwortet. Er hat das Buch umarmt.